

www.e-rara.ch

Lesebuch für die Primarschulen des Kantons Solothurn

Kanton Solothurn

Solothurn, 1920

Stiftung Pestalozzianum

Shelf Mark: LA 1419 a

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-90232>

B. Begleitstoffe.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

B. Begleitstoffe.

1. Empor auf die Jurahöhe!

Frühmorgens um vier Uhr wandern wir bergwärts. Über den taufrischen Matten ragen freundlich die Dörfer auf. Hell glitzern die Fenster und die vergoldeten Kreuze der Kirchtürme im Morgenrot. Wir betreten den Wald; aber zwischen den hohen Stämmen hindurch sehen wir noch die Sensen der Mäher blitzen und hören die Jauchzer der arbeitsfrohen Leute. Auf dem weichen Moosboden gehts sacht bergan. Alles Leben im Walde ist erwacht: Vogelgezitscher überall; der Nußhäher kreischt, die Drossel schlägt, der Specht hämmert unverdrossen. Bei unserm Anblick läßt ein Eichhörnchen erschrocken den Tannzapfen fallen. Spinnewebe streifen durch die Luft, und das Gesumme von hundert und hundert Insekten macht aus dem Walde einen Konzertsaal, dessen ganzer großer Friede in unser Herz sich senkt. Der Weg wird steiler und windet sich im Zickzack empor. Hart knarren die Nagelschuhe auf dem steinigen Grund. Plötzlich stehen wir vor einem kräftig aus dem Boden rieselnden Quell. Da machen wir kurzen Halt und baden Gesicht und Arme in dem perlenden klaren Wasser. Nebenan steht eine gewaltige Tanne. Ihre weit ausladenden Riesenäste neigen zur Erde und sagen uns, wie schwer der Winterschnee auf ihnen gelastet hat. Nun wird der Pfad zu einer in den Fels gehauenen Treppe und biegt um einen Fluhsprung. Dieser gönnt uns über die Wipfel der höchsten Tannen weg den ersten Ausblick. Mit dem Hut in der Hand halten wir hier einen Augenblick inne. Dann gehts noch ein Stück durch dichtes Gehölz. Doch bald dringt Herdengeläute an unser Ohr, und auf einmal treten wir aus dem frostigen, halbdunkeln Schatten heraus in eine freie Bergweide. In lustigen Sprüngen tummelt sich das Jungvieh, während die behäbigeren Kühe fleißig das kurze, würzige Gras abfressen. Noch ein letzter Anstieg und wir kommen durch schattigen Buchenwald zur freien

Höhe. Dicht mit Blumen durchsetzte Weiden überziehen die Kuppe. Kein Baum, kein Strauch stört die Aussicht, die sich jetzt in wunderbarer Weite vor unsern Augen ringsum auftut. Wie angenehm ist der Kräuterteppich von der Sonne durchwärmt. Da lassen wir es uns eine schöne Weile recht wohl sein, fern von Hitze und Staub und vom hastigen Treiben, dem Getöse und Lärm der Tiefe. Herrlich schmeckt der mitgebrachte Imbiß oder ein währschafftes «Zimis», das die dienstfertigen Leute in der nahen Sennhütte uns freundlich bereiten. Stundenlang können wir da oben fast eben dahin gehen, entweder Gratwanderungen unternehmen oder über den sammetweichen Weideboden schreiten. Ohne Weg und Steg gehts dahin und doch ohne die Möglichkeit, sein Ziel zu verfehlen. Man freut sich der Pracht der Blumen, der braunen Köpfchen des Männertreu, der tiefblauen Glocken des Enzian oder der großen stacheligen Silberdisteln. Wer Glück hat, erspäht eine Stelle mit zierlichen Versteinerungen, und immer wieder wirft man von Zeit zu Zeit einen Blick nach dem fernen Süden, wo in wunderbarer Pracht, wie das Gestade einer andern Welt, die Gipfel und Zacken der Alpenberge aufragen in des Himmels Blau. So ziehen wir voll Wanderglück still unseres Weges und danken Gott für den prächtigen Tag, den er im schönen Heimatland uns beschieden hat.

Nach Dr. Bernhard Wyß.

2. Senns Abschied vom Tal.

Gottwilche, liebe, guete Mai!
Ig möcht' gern uff mys Bärgli hei.
Im Tal, do b'hett mi niemer meh;
d'rum tuet m'r au mys Herz so weh.
Dört obe-n-uff der Weid
hett halt der Senn sy Freud.
Ig warte währlig nümme lang
und nimme d'Glogge vo d'r Wang
und baschge 's Chäs- und 's Milchg'schirr uf
und sing' es fröhligs Liedli druf:

«'s zieht mi de Flüehne zue;
ig ha dört Freude gnue.»
So lebet wohl und b'hüet ech Gott,
heit Friede z'säme früeh und spot!
Und wenn ig uff mym Bärgli bi,
wünsch ig d'r himmlisch Säge dri;
dört obe vo d'r Flueh
wünsch ig ech Friede zue.
Und b'suechet mi, dir liebe Lüt,
und wenn d'r chömet, spar ig nüt;
dir sitzet halt a Sennetisch
und heit's, wie's uff de Bäрге-n-isch.
's isch halt e-n-eig'ni Freud
dört obe-n-uff d'r Weid.

Franz Josef Schild.

3. Der Dornacherbote.

Zu den Beamten der Stadt Solothurn gehörte früher der Dornacherbote. Er hatte an die Rats- und Gerichtssitzungen zu bieten, sowie Amtsbefehle an die Landvögte oder auch an einzelne Gemeinden zu überbringen. Er wurde alljährlich neu gewählt. Am 7. Januar 1761 wurde die getroffene Wahl den Vögten mitgeteilt durch folgendes Schreiben:

Wir tun Ihnen kund, daß wir den Josef Zeltner von Dorneck neuerdings zum **Dornacherboten** gewählt und ihm einen wöchentlichen Gehalt von einer Krone bewilligt haben. Er soll verpflichtet sein, jeden Montag sich in Solothurn einzufinden und da bis Nachmittag auf der Staatskanzlei zu verbleiben, bis die Schreiben für die Vogteien bereit sind. Die obrigkeitlichen Akten und Briefe für Bechburg sind bei Johann Zeltner in der äußern Klus, die für Falkenstein beim Weibel zu Balsthal am Montag abends oder Dienstag morgens abzugeben. Umgekehrt sind die Akten für die gnädigen Herren, sofern das Geschäft keine Eile hat, auf Sonntag dorthin zu verbringen. Der Bote wird sie mitnehmen und dem Rate am Montag vorlegen. In Thierstein hat der Bote Dienstag abends oder Mittwoch in der Frühe die Aufträge

auszuhändigen. Samstag abends oder Sonntag früh wird er Briefe für Solothurn mitnehmen. Im Schlosse Gilgenberg wird er entweder Dienstag abends oder Mittwoch morgens anlangen und allfällige Briefe in Empfang nehmen.

Auch Private wandten sich gerne an den obrigkeitlichen Boten, um ihm Aufträge an Bekannte mitzugeben. Durch diesen Nebenverdienst wurde sein Einkommen verbessert.

4. Von der Witterung.

Das Jahr 1837 blieb vielen Menschen unvergeßlich. Am ersten April wehten Frühlingslüfte, und frohe Hoffnungen schwellten alle Herzen. Aber alle Hoffnung wurde in den April geschickt. Schnee wehte wieder durch alle Lande. Er lagerte sich ordentlich, als ob er übersömmern wollte. Zum eigentlichen Schneemonat wurde der April. Selten leuchtete die Sonne; ob sie warm sei, erfuhr man nicht. Kein Lebenszeichen gaben die Bäume. Die Not ward groß zu Berg und Tal. Heizen sollte man die Stuben und hatte kein Holz. Füttern sollte man das Vieh und hatte kein Futter. Es war ein Jammer überall. In den Stuben seufzte, in den Ställen brüllte es tief und kläglich.

Da wehten am ersten Maitage wieder Frühlingslüfte. Es grünte in den Matten. Laut jauchzten die Menschen, und gierig graste das ausgetriebene Vieh das Wenige, das es fand. Karst und Pflug wurden eiligst gerüstet, der Kittel an die Ofenstange gehängt, die Winterstrümpfe in den Speicher. Die Leute schwärmten aus den Dörfern wie aus dem Stock die Bienen. Man glaubte alles gewonnen. Aber ein Gewitter verzehrte die vorrätige Wärme, und der Winter war wieder da.

Es war ein Jammer in allen Hütten, auf allen Höfen. Man wußte kein Futter mehr zu kaufen und nicht, wie man das Vieh retten sollte. Schnee verfinsterte die Luft, lag weiß über den Ebenen und klaffertief auf den Höhen. Wie es auf den Bergen gegangen, wie Tannkries das Köstlichste war, was man den Kühen bieten konnte, will ich nicht er-

zählen. Und wenn ich's erzählte, so würde sich niemand darüber verwundern, schneite es doch auch unten in den Tälern noch am 19. Mai.

Und als die Zeit da war, am 24. Mai, winkte Gott, und die Sonne brannte auf die Erde nieder. Die düstere Wolkendecke fiel, der Schnee schmolz, und in den Feldern und auf den Wiesen ward ein Leben mächtig, das der Mensch noch nie gesehen hatte. Die Nächte schienen mit Himmels-gewalt ausgerüstet zu sein, und ans Wunderbare grenzte, um wie viel einzelne Pflanzen aufschossen in einer Nacht. Mit Beginn des Brachmonats kränzten sich die Bäume mit ihrem Blütenschmuck, üppig und prächtig.

Die trübe Zeit war vorüber, eine herrliche war eingekehrt. Gottes Pracht und Macht wurden alle Morgen neu. Es war Wetter, wie nur Gott es machen konnte. Das schnell gewachsene Heu wurde prächtig eingebracht, und auch das Korn kam gut in die Scheunen.

Jeremias Gotthelf.

5. Die Abschaffung des Zehntens.

Nachdem der Große Rat des Kantons Solothurn am 10. März 1837 das Gesetz betreffend den Loskauf des Zehntens angenommen hatte, drang die freudige Kunde durch das Land: Der Zehnt ist weg! Ausgereutet aus dem freien Boden der Republik ist das Unkraut der Leibeigenschaft! Freue dich, biederes Volk, Land auf, Land ab, durch alle deine Gauen! Es kommt kein Schatzmann mehr, der deinen Fleiß, den Schweiß deines Angesichtes taxiert! Du bist von nun an dein eigener Herr und Meister auf deinem Grund und Boden!

Der Große Rat hat dem Zehnt ins Grab geläutet! Lieblich tönt die Kunde, hell und froh wie Tanzmusik! Ruff's, ihr Enkel, den Greisen freudig zu! Singt's, ihr Mütter, den Kindern in der Wiege! Verkünde es, Jugend des Landes, in allen Formen der Freude, durch Freudenschüsse in den Tälern, durch Freudenfeuer auf den Höhen! Schlagt erfreut die Hände zusammen, ihr rüstigen Männer in der Vollkraft des Lebens, und blickt frei und froh in die Zukunft!

Unsäglich war die Freude im ganzen Kanton. Allenthalben wurde das Ereignis festlich gefeiert. Den Großräten, die für das Gesetz gestimmt hatten, wurden Ehrenbäume errichtet. In Olten allein standen fünf bekränzte Ehren- oder Festbäume. Die meisten Großräte wurden in Solothurn abgeholt, im Jubel heimbegleitet und daheim mit knallenden Mörsern, mit Triumphbogen und Glockengeläute empfangen. Auf den Bergen loderten die Freudenfeuer bis tief in die Nacht hinein.

Nach Zeitungsberichten.

6. Auswanderung.

In den 1850er Jahren brachten Mißernten Teuerung und Not. Der Verdienst war gering. Ein guter Arbeiter konnte im Tage ein Pfund Mehl, in einem Monat einen Sack Kartoffeln verdienen. Die allgemeine Notlage ließ bei vielen Leuten den Gedanken aufkommen, in Amerika eine neue Heimat zu suchen.

Wie viele Leute damals aus dem Kanton nach dem Westen zogen, ist nicht bekannt. Man kennt bloß annähernd die Zahl derjenigen, denen die Heimatgemeinde das Reisegeld vorstreckte. Im Jahre 1852 nahmen insgesamt 111 Familien mit 661 Personen den Weg über den Ozean, nachdem sie von ihren Gemeinden das Reisegeld erhalten hatten. Aus Kleinlützel allein zogen 27 Familien mit 139 Personen fort, die von der Gemeinde mit 27'000 Fr. unterstützt wurden. Etwas geringer war die Auswanderung 1853. An 97 Personen wurden 16'520 Fr. ausbezahlt. Im Jahre 1854 wurden für 892 Auswanderer 176'797 Fr. ausgegeben. Von 1851—1854 haben 32 Gemeinden des Kantons etwa 250'000 Fr. bezahlt, um armen Mitbürgern die Reise nach Amerika zu ermöglichen. Nach 1854 nahm das Amerikafieber ab. Durch den Bahnbau kam Verdienst ins Land. Industrie und Handel blühten auf und beschäftigten zahlreiche Hände.

Viele Auswanderer nahmen gedörrtes Fleisch, Birnenschnitze, Kirschwasser, abgedampfte Milch und andere Lebensmittel, ja sogar Werkzeuge, Haus- und Feldgeräte mit sich.

Wenn der Tag der Abreise erschien, war alles in großer Aufregung. Die meisten «Amerikaner» gingen noch einmal in die Kirche, wo ihnen der Ortspfarrer eine ergreifende Abschiedsrede hielt. Dann kam die Trennung von Verwandten und Bekannten, von Haus und Hof, von Heimat und Vaterland. Während junge Burschen ihre Hüte schwenkten, zerdrückte mancher alte Mann und manche arme Frau eine Träne der Wehmut.

Die Züge der Auswanderer boten immer ein trauriges Bild. In Wagen, mit Stroh eingemacht und mit Tuch überzogen, oft auch etwas vornehmer, fuhren die Leute Basel zu. Dann gings mit der Eisenbahn nach einer Stadt am Meere. Da mußten viele Auswanderer tage-, ja wochenlang warten, bis sie das Schiff aufnahm. Manchem Zuschauer wurden die Augen naß, wenn er die Armen, mit Bündeln schwer beladen, zu Schiffe steigen sah. Gebrechliche Greise und schwächliche Kinder, Lahme, Leute mit hölzernen Beinen, sogar Blinde waren darunter. Für viele Unglückliche war es eine Erlösung, wenn ihnen der Tod schon auf dem Schiffe zu teil wurde. Die Matrosen nähten die Leiche in Segeltuch. Der Kapitän sprach ein Gebet, und der tote Körper wurde in das Meer versenkt. Manche Mutter hat so ihr liebes Kind begraben sehen.

Nach Dr. E. Häffiger.

7. Die Vorstädter-Kilbi.

Seit uralter Zeit besteht in der Vorstadt Solothurn die St. Margareten-Bruderschaft. Alljährlich hält sie am 22. Juli oder am darauf folgenden Sonntag ihr «Bot» mit Festmahl, die sogenannte «Vorstädter-Kilbi». Ein feierlicher Gottesdienst in der Spitalkirche gibt dem Tage die rechte Weihe. Der Obmann, der Schreiber und der Seckelmeister, mit Blumenstrauß geschmückt, gehen an der Spitze der St. Margareten-Brüder «zum Opfer». Auf der Emporkirche ertönt der ernste Gesang eines geschulten Chors, der hernach auch das Mahl mit seinen frohen Liedern erfreut. Vom Giebel der Kirche herab weht die Kirchweihfahne im Morgenwind. Die Her-

berge der «kleinern Stadt», welcher das Kilbimahls zuge schlagen worden ist, prangt im Schmucke von Blumen, Flaggen und Kränzen. Auf den Straßen und Plätzen tummelt sich die Schuljugend. Sie harret des Augenblickes, wo nach beendigtem Mahle die fröhlichen Brüder Nüsse und Leckerlein aus den Fenstern des Festsaales ihnen zuwerfen.

Punkt 1 Uhr mittags beginnt das Festmahl. Es wird eröffnet durch eine Ansprache des Obmanns. Nach ihm macht ein anderes Mitglied des Vorstandes auf die Wichtigkeit des Tages aufmerksam. Der Redner erinnert an den St. Margaretentag des Jahres 1499, an welchem die Jünglinge von Solothurn nach Dornach zogen und sich durch Tapferkeit auszeichneten. Darauf erschallt das Dornacherlied oder ein anderer patriotischer Sang. Reden und Lieder wechseln ab. Jetzt wird der Bruderschaftspokal herumgeboten, und dann folgt die Versteigerung des «Vortanzes». Es ist ein gutes Zeichen, wenn darauf lebhaft geboten wird.

Bald wird es stiller im Saale. Die Musik begibt sich auf die Straße. Ihr folgen die zum Tanze ziehenden Paare, begleitet von den Brüdern als Vor- und Nachwacht. Die nachdrängenden Zuschauer werden von Knaben mit rußigen Pfannen in respektvoller Ferne gehalten. Dem Zuge folgt ein Küfermeister mit einer Brente guten Weines, den das Spital gespendet hat, während ein Knabe ein Körbchen mit Gläsern nachträgt. Zuerst wird vor der Festherberge, dann vor den übrigen Wirtshäusern und auf der Wengibrücke getanzt, doch so, daß die Mitte der Brücke nicht erreicht wird. In den Festsaal zurückgekehrt, beginnt der eigentliche Tanz. Erst am späten Abend verhallt der letzte Geigenstrich.

Am folgenden Morgen versammeln sich die St. Margareten-Brüder in der Spitalkirche. Da wird eine feierliche Jahrestzeit gehalten für die verstorbenen Vereinsbrüder und alle, die in den Schlachten von Dornach und Bruderholz ihr Leben verloren — für Freunde und Feinde. Nach der Jahrestzeit hat der Kilbiwirt alter Satzung gemäß gratis eine saure Leber bereit zu halten, zu welcher eine Strohfflasche Spital-

wein die Ergänzung bildet. Abermals erschallen patriotische und fröhliche Lieder. Um 12 Uhr endet die Kirchweih, und am Nachmittag geht jeder seinen Geschäften nach.

W. Rust.

8. Der Eisbruch auf der Aare.

Im Frühjahr 1789 war die Bevölkerung der Stadt Solothurn in großer Sorge. Im Laufe des Winters hatte sich auf der Aare eine fast drei Schuh dicke Eisdecke gebildet. Für den Fall, daß Tauwetter eintreten sollte, sah man ein Unglück voraus. Dieses abzuwenden, begann man unterhalb der Brücke mit Pulver das Eis zu brechen. Nun entstand die Frage: Wie ist das Eis oberhalb der Brücke zu entfernen, ohne die Brücke wegzusprenge? Und wer will die gefährliche Arbeit ausführen? Es meldete sich **Viktor Meier**, ein erprobter Schiffsmann. In Anwesenheit einer großen Volksmenge bestieg er mit seinen zwei Söhnen ein Schiff und fuhr an die Eisdecke hinan. Es gelang ihm, eine Bombe, die in einen Einschnitt gelegt worden war, loszubrennen, ohne verletzt zu werden. Durch die gewaltige Erschütterung erhielt die Eismasse in die Länge und Quere große Spalte. Die Stücke lösten sich los und zerbrachen an den Brusteisen der Joche. Die Gefahr war beseitigt, das Volk atmete erleichtert auf. Die Bürgerschaft schritt, nach Zünften geordnet, zur Kirche und verrichtete ein Dankgebet. Der mutige Schiffsmann und seine Söhne erhielten das Ehrenbürgerrecht. Den wackern Landleuten in den benachbarten Ortschaften, die herbeigeeilt waren, die Brücke retten zu helfen, sandte man Dankschreiben und Belohnungen.

9. Der große Brand in Biezwil.

Am 24. April 1893 wurde die Gemeinde Biezwil von einem schweren Unglück heimgesucht. Um die Mittagsstunde brach am Ostende des Dorfes Feuer aus. Eine heftige Bise trug die Flammen auf benachbarte Gebäude. Aus allen Dörfern des Bezirks, sogar aus Solothurn und Biel und andern weit entlegenen Ortschaften eilte Hilfe herbei. Innert

zwei Stunden waren etwa 60 Spritzen zur Stelle. Es war aber nicht möglich, das Dorf zu retten. Alle Gebäude in der Richtung Ost-West, die mit Schindeln bedeckt waren, fingen Feuer. Es entstand ein riesiges, wildes Flammenmeer, das niemand zu bewältigen vermochte. Das Feuer erlosch erst, als nichts Brennbares mehr zu erreichen war.

Grausig war der Anblick der Brandstätte. 37 Gebäude lagen in Schutt und Asche. 27 Familien mit 150 Personen waren obdachlos. Verwüstet waren die Hofstätten, zerstört die Obstbäume, die noch vor wenigen Stunden im Blüten-schmucke standen. Etwa 40 Stück Kleinvieh lagen im Schutt begraben. Viele Haustiere irrten herum; einige von ihnen mußten geschlachtet werden. Der Schaden erreichte die Höhe von 300'000 Fr. Ungefähr der dritte Teil wurde durch Versicherungen gedeckt. Gräßlich war das Unglück, das so jäh über eine arbeitsame Bevölkerung hereinbrach. Es wurde gemildert durch werktätige eidgenössische Bruderliebe.

10. Die Emme kommt!

Anfangs Juni 1910 wehte in den Alpengegenden der Föhn. Dazu kamen wolkenbruchartige Niederschläge, so daß die Emme mächtig anschwell. Am Morgen des 15. Juni stauten sich die Wassermassen bei der Eisenbahnbrücke in Äfligen und unterbrachen den Bahnverkehr zwischen Solothurn und Burgdorf. In der großen Flußkurve unterhalb Äfligen durchbrach das Wasser den Emmendamm, weil das Geschiebe das Flußbett beinahe ausfüllte. Nun ergoß sich das Wasser mit unwiderstehlicher Wucht in die tiefer liegende Niederung. Es strömte in breiten Streifen, das anliegende Gebiet metertief überflutend, Gerlafingen zu. Das Gelände zwischen Utzenstorf und Derendingen, wo das Gras zum Teil schon gemäht auf den Wiesen lag, wurde in den tiefen Lagen in einen See verwandelt, aus welchem die Häuser hervorragten. Mit großer Mühe und unter Lebensgefahr retteten die Pioniere von Solothurn und Wangen a. A. viele Menschen und Haustiere aus den bedrohten Gebäuden,

von denen einige ganz oder zum Teil einstürzten. Den gewaltigen Anstrengungen der Hilfsmannschaften gelang es, in Gerlafingen und in Derendingen die ausgebrochenen Fluten wieder in das Emmenbett zu leiten. Zum Glücke sind seit der Emmenkorrektion Überschwemmungen im Wasseramt selten geworden.

11. Die letzti Bärejagd im Gäu.

Vor paarhundert Johre, wo weniger Lüt g'lebt hei im Kanton, hett's viel meh wildi Tier ge as jetz. — Füchs, Wölf und sogar Bäre hei Geißen und Schof uff der Weid agriffe, und uff de Sennberge isch's Veh im Stall inne nit sicher gsi. D'Wölf hei d'Lüt uff der Landstroß ergelsteret, und mängisch hei d'Buren im Herbst nitt recht trauet, go der Haber z'mäje oder im Wald go z'holzen und Riswälle z'mache.

Wenn's dem Volch denn afe z'grandig cho isch, so hett d'Regierig der Landsturm ufbote, für das Gschlüecht go z'säme z'schiesse. Mit Pulver und Blei, mit Halbarden und Schoßgable si denn alli herzhafte Manne druf los und hei z'Bode g'macht, was sie hei mögen erlänge.

Im Johr 1737 hett wieder e grüslige Bär 's ganz Gäu in Ängste g'setzt. Bald isch er im Wangner Homberg g'hocket, de wieder im Santel z'Egerchinge, de wieder im Richewil z'Hägedorf und hett alles z'säme grässe, was ihm Läbigs aglaufen isch.

Do lot der Landvogt uff der Bechburg z'Önsige 's Ufgebot ergoh durs ganz Gäu ab. Unger der Mannschaft isch au der **Hans Ueli Frei** gsi, der Sager z'Chleiwange, e 30-jährige, starke Ma mit breiten Achsle. Wo sie afe ne paar Stung g'jagt und g'hoopet, aber nüt g'funge g'ha hei i dene Bergen ume, so stoßt derno unverhofft bim Santel z'Egerchinge der Ueli Frei mit dem Bär z'säme. Der Bär isch oberer gsi und der Ueli wyter nide. Der Bär chunnt uff ihn los uff de Hingerbeine und nimmt ihn a-n-en Arvel; der Ueli packt der Bär au e so und drückt ihm der Chopf wyt über d'Achsle hingere, aß er nitt hett chönne byße.

Jetzt drole sie mit enanger um und chrugele über nes höchs Bord abe. 's mueß hert gange sy, aber em Bär nitt so hert as em Ueli, will dä kei Pelz g'ha hett. Der Bär hett brummet, und der Ueli hett um Hilf g'schraue; aber kein hett der anger lo goh. I der größte Not chöme Kamerade z'Hilf, hei der Bär z'tot g'schlage und der Ueli us sym Schrecken erlöst. Er isch aber übel dra gsi, bsungers am lingge Bei, wil ihm der Bär dört Huut und Fleisch abg'chräb-let und abg'sporet g'ha hett bis uff d'Chnoche-n-ine.

D'Regierig hett ihm derno-n-es Ehrechleid g'schenkt mit de Solothurner Farbe. Das hett er a de Sunntige und Festtage treit und si nitt übel gmeint drin, und isch en alte Ma worde. Aber 's Bei isch ihm nie meh recht g'heilet und hett ihm viel Schmerze g'macht bis i syni alte Tage. Im Jahr 1779 hett er no g'lebt, und d'Regierig hett ihm zum fünfte Mol es Ehrechleid g'schenkt.

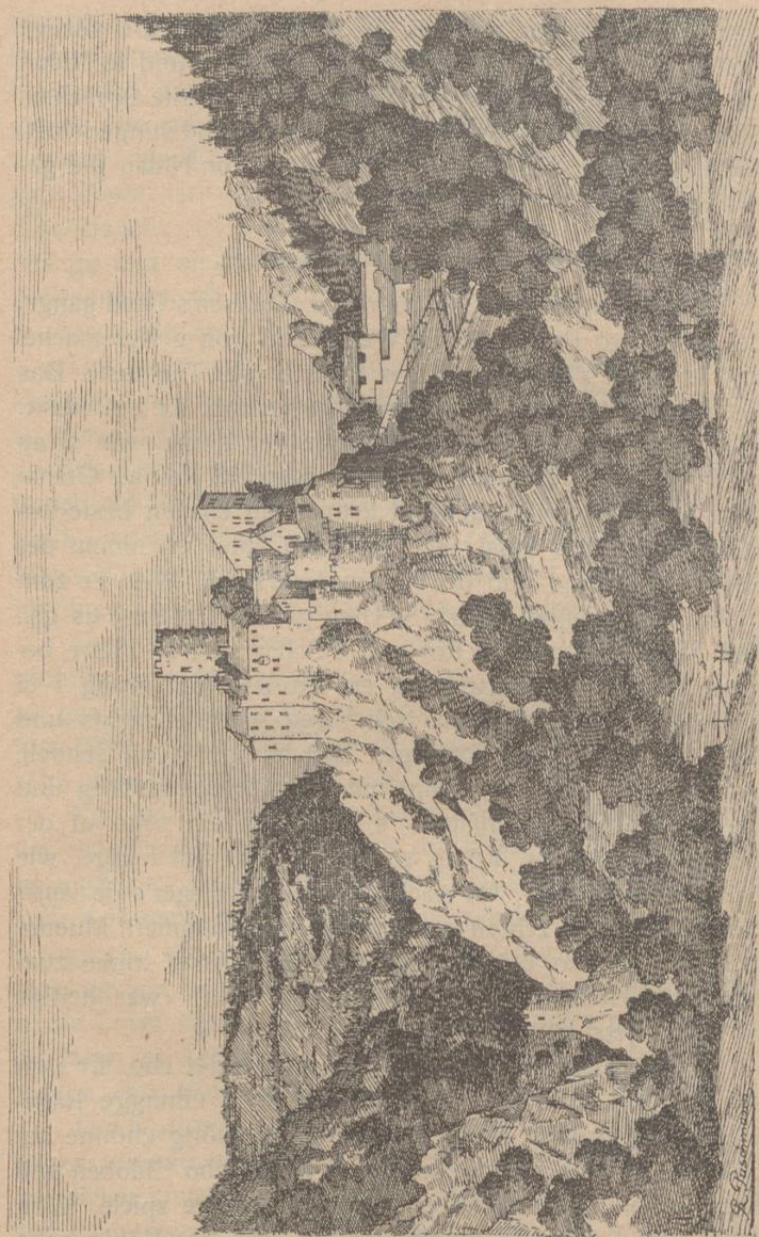
Wildi Bäre hett's aber zider keini meh g'ha im Gäu.

Bernhard Wyß, der ältere.

12. Der Raubritter auf Falkenstein.

Bei St. Wolfgang schauen noch jetzt die Ruinen von Neu-Falkenstein trotzig ins Tal herunter. Das Schloß wurde im 12. Jahrhundert erbaut und war eines der größten im Kanton.

Darin wohnte auch einige Zeit der Freiherr **Hemann von Bechburg**. Als kampflustiger Mann war er oft in Fehden verwickelt. Dies war auch 1374 der Fall. In diesem Jahre geriet der Bischof von Basel mit der dortigen Stadt in Krieg und forderte alle seine Lehenträger zum Beistand auf. Dazu gehörte auch Hemmann von Bechburg. Er gehorchte dem Rufe des Bischofs. — Zu dieser Zeit wollten Kaufleute von Basel, Straßburg, Frankfurt und Köln, die von Lyon herkamen, über den Hauenstein ziehen. Da überfiel sie Hemmann von Bechburg im Dorfe Balsthal und beraubte sie. Infolge dessen klagten die genannten Städte bei Rudolf von Nidau, dem Landgrafen des Buchsgaus. Dieser belagerte



Neu-Falkenstein und nahm es ein. Dabei wurden drei adelige Helfershelfer des Räubers gefangen genommen und in Nidau ins Gefängnis geworfen. Der Freiherr aber konnte entfliehen. Seine Soldknechte jedoch wurden ergriffen und hingerichtet. Nach damaliger Sitte behielt Graf Rudolf von Nidau die geraubten Waren für sich.

13. Der goldene Becher.

's isch ungefähr vor 200 Johre gsi. Do isch's Gred gange, der König vo Prüße göih is Welschland gon e Kur mache, und er werd z'Solothurn i der Stadt e paar Tag raste. Das het au der Husigroß z'Wangen unte vernoh. Er het denkt: «Jetz gon i uf Solothurn und froge der König, wie si au mi Bueb istelli; er dienet jo bin em scho viel Jahr als Grenadier. Der König wird en wohl kenne und cha am beste Uskunft geh.» Der Husi setzt der breit Huet uf, nimmt der Stecken i d'Hand und der Weg unter d'Füeb. Won er zum Eichthor ihe trampet, isch z'St. Urse grad d'Chilchen us gsi. Der Schultheiß mit em Rot und e Schar süst so Herre begleite de frömd Monarch us em Gottesdienst zrugg i si Herberg. E Mengi Volch isch zweg gstande rechts und links, für dem Spiel abzluége. Der Husigroß, nit schüch, drückt i das Volch ine, bahnt mit sine Ellböge ne Weg und ma der König fast erlänge. 's Wort isch em scho uf der Zunge glege: «Dir, König vo Prüße, was will i säge, wie haltet si mi Bueb?» Do packen e zwe Landjeger a de länge Chittelfäcke und zehren e zrugg wie ne bekümmerti Muetter ihres Buebli, wo möcht i der Hitz go Wasser trinke zum Brunne. «Hollaho! Bur!» heiß'ts ganz ruch; «was heit er im Sinn? Jetz git der König e kei Bscheid!»

Dem Husigroß isch dä Agriff unerwartet cho. Er isch so erchlüpft, daß er uutschlipft und in e Glungge Rägewasser ine drohlet isch. Do het er si ghörig chönne abchüehle. Es isch nit z'verwungere, wenn scho Chloben und Spange vom Unterchiefel es Rüngli hei ufhöre spiele. Won er si vom Schrecken erholt gha het, isch der König scho

furt gsi, wit i der Stadt vorne, und 's Volch fast ganz verlaufe. Nummen e paar Stadtbuebe si no ume gstande und hei Gspäß triebe. Euse Gäuerma isch natürlig nümme bi gueter Lun gsi. Die vergebeni Reis und verlorni Zit hein e groue zum Wörge, und won er a die zwei magere Landjeger denkt, isch em d'Galle gstiege wie im e taube Güggele d'Äckefedere. Uf Solothurn laufe, der König gseh, mögen erlänge und nit chönne mit em rede, so wäge zwei dürre Polizeimanne, mir mueß die Schmoch passiere! Heizue, Husi, du hesch die Sach nit guet gemacht.

Unterwile isch der König mit sine Trabante hinter e Mittagstisch gsesse und het kalazt. Mitts im Gspräch wirft er derno d'Frog zwüschen ihe, was es hüt für ne Ufruehr ge heb bim Heigoh us der Chilche; ob öppen es Burefraueli chli chäch drückt worde sig? «Nei,» hei die Herre gseit, «ne gwaltige Burekärli im e Zwilchchittel sig uf ihri Majestät loskallet, mit em e Chnüttel i der Hand; me heb für ihres Läbe gföhret und de Ma wäg gjagt!»

Dem König aber het e guete Geist iküset, so gar gfohrig sig's denn doch nit gsi; er balget e chli, ab men au gar niemerem meh well traue und lot uf e Märetplatz füre Bricht mache, dä groß Burema sell sie cho zeige und säge, was sis Bigehre sig.

Vor em Zitgloggeturm hei allerlei tätigi Mannevölcher ihri Schuflezähn gsunnet, aber der Husigroß sig scho furt, hets gheibe. Derno lot der König en Stafetten abfare, er soll dä Burema, wens möglich sig, wieder ihole und zrug bringe; es sig ihm leid um alls Ungschickts, wo d'Landjeger agstellt hebe. Z'Attiswil bi der Sagi isch ihm der Riter uf de Ferse no gsi, redt ihn a und leit ihm's gar idringlig as Herz, er soll doch umchehre und der König nit bösmache, ihri Majestät möcht e paar Wort mit em wächsle.

Der Husigroß het sie Chopf nit so höch ufbenglet gha, ab es nümme möglich sig isch, ihn wieder abezlo. Er het es Gleich gmacht, goht mit der Stafette wieder zrug und lot si gradwegs zum König führe. Me cha wohl denke,

daß der ganz Tisch früschs Lebe überchunnt, wo euse groß Husi uf sine massive Pechschuehne i Saal ihe pochlet.

«Was gits Guets, Mano?» frogt der König.

«He, i ha welle cho vernäh, wie si mi Bueb istelli; er het vor etlige Johre z'Chrieg dinget in Eui Armee!»

«Wie isch si Name?»

«Er heißt Hans und het uf em lingge Backebe i Düele vom e Streich mit em e Pfundstei; er und der Spittelberg-Dursli si neumen einisch uneins gsi.»

«Und groß isch er au?»

«I meint is, grad wien ig, und e Bart het er au, und im Chugelebengle man e keine.»

«Vater, de Ma isch mer gar wohl bekannt,» seit der König, «und wüchli het er si bim Chuglewerfe scho uszeichnet; drum het er au es Ehrezeiche uf der Brust, wies billig isch.»

«He nu, 's isch jetz scho recht; i ha ebe zwiflet gha, er verhocki öppe ganz bim Chnopfputze. Löt mer e lo grüesse, wenn er Ech alaufft. Jetz bhüet Ech Gott!»

«Jä Vater, so lot men ech jetz nit furt, absolima nit,» seit der König, «jetz müeßt ihr no nes Glas Wi mit is trinke. Chömet, nehmet Platz do nebem Herr Jungrot.»

«Im Wi sägen i süst nit ab; aber 's isch chlei grob und unverschämt vo mer, zwüsche so vornehmi Herre ihe z'drücke; aber sie werde nit vergäbe gnädigi Herre heiße; sie wüsse wohl, aß euserein gar selte so zum e Schleck chunnt.»

Der Bur wogt's und will absitze. Do chöme zwe, drei Diener z'springe. Eine will em der Stäcken abnäh, der ander der breit Huet, für ihn dänne z'tue, und diese längt em sogar nom blüemte Reisseckli; aber das hätt er um kei Pris us de Fingere glo; 's isch es halbpfündigs Schabzigerstöckli drin gsi für's Muetterli daheime.

Die ganzi Gsellschaft het jetz a dem wackere Burema ihri Freud gha, und bsunders der König will fast nümme ufhöre mit ihm plaudere. Das isch e Lebzig gsi für e Husi-

groß; er hätt e kei roti Chue dra tuschet, und 's isch ihm leid gnue gsi, aß ihn us em ganze Gäu au gar kei Mönsch gseh het i siner Herrlichkeit. Es het en dunkt, so mit em e König wär ganz ordli noch z'cho. Gredt hei si zäme so offe und guetmeinig, wie wenn's deheim uf der Choust wär.

Zum Abschied seit derno der König: «Jetzt, mi liebe Ma, nähmet do mis Bsteck mit ech als Adenke und heit kei Sorg um eue Sohn; zue dem will i scho luege!» Und do git ihm der König zerst e silbrige Löffel und d'Gable, derno e silbrige Teller und zletzt no e guldige Bächer. Das isch es Neh gsi! Me cha denke, was es für ne Freud abgsetzt het, wo de Burema mit sine Chostbarkeite hei cho isch! Wit her si d'Lüt cho, für das Gschenk az'gugge. Menge het viel Johr später no gseit: «I han e au scho gseh, der goldig Bächer z'Chlei-Wange. Bernhard Wyß, der ältere.

14. Olten zur Zeit der Belagerung.

Im 14. Jahrhundert hatte Olten das Aussehen eines stattlichen Dorfes. Fast alle Häuser waren aus Holz gebaut und mit Stroh bedeckt. Es gab weder breite Straßen, noch größere freie Plätze. Die Bürger waren arbeitsame Landwirte oder fleißige Handwerker.

Damals gehörte Olten dem Bischof von Basel. Als Pfand war die Stadt seit 1377 im Besitze der Grafen Siegmund von Thierstein und Hartmann von Kiburg. Nachdem 1382 die Mordnacht in Solothurn mißlungen war, begann der Krieg gegen die Grafen von Kiburg. Im Sommer 1383 wurde Olten von Solothurn und Bern belagert. Die Stadt war gut befestigt und schwer einzunehmen. Sie war geschützt durch ihre natürliche Lage auf einem Felsen an der Aare, durch doppelte Gräben und Wälle, durch Ringmauern und drei Türme mit festen Toren. Eines derselben hieß Wasser- oder Aaretor, ein anderes das obere Tor. Besonders fest war das Schloß. Es stand in der Stadtmauer an der Aare. Wahrscheinlich hatte es gegen die Stadt einen Burggraben und eine Fallbrücke. Auch auf der Westseite war

Olten schwer zugänglich. Die Stadtgräben waren mit Wasser gefüllt. Beim Hammer war die Dünnern in die Gräben geleitet worden. Vorwerke von Olten waren die Burg Hagberg und der dortige Schanz- oder Landgraben, der bis zur Aare hinunter reichte.

Als die Belagerung begann, hielt sich Graf Bertold von Kiburg im Schlosse Olten auf. Er leitete die Verteidigung



Olten im 16. Jahrhundert.

mit Umsicht und Tapferkeit. Wohl gelang es den Angreifern, die Aarebrücke zum Einsturz zu bringen, indem sie durch Flöße die Joche sprengten. Allein der Sturmangriff mißlang, die Stadt wurde nicht bezwungen. Die Feinde, die den Grafen fangen und bestrafen wollten, mußten abziehen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben.

15. Das Verbot ist aufgehoben.

In alter Zeit zählte die Bevölkerung der Stadt Olten das «Chriesibot» zu den lustigen Tagen. Waren die wilden Kirschen in den Waldungen zur Reife gelangt, wurde an einem bestimmten Tage schon morgens vier Uhr mit der großen Glocke das Zeichen geläutet, daß nun das Bot offen, d. h. das Verbot aufgehoben sei. Jetzt durfte mit dem Ein-

sammeln begonnen werden. Schon vorher hatte jeder Bürger einen ausgesuchten Baum bestiegen, damit ihm keiner zuvor komme. Es war eine fröhliche Ernte; den ganzen Tag erscholl im Walde das Jauchzen und Zurufen. Die Frauen trugen die köstliche Frucht heim zum Dörren für den langen Winter.

16. Eine Rekrutenaushebung.

Im Jahre 1799 suchten die Franzosen in der Schweiz ein Heer von 18'000 Mann anzuwerben. Dabei wurden sie von den helvetischen Behörden unterstützt. Allein viele junge Leute weigerten sich, in fremden Kriegsdienst zu treten; denn mit der Anmeldung war die Möglichkeit verbunden, auf fremder Erde zu verbluten. Die Abneigung zeigte sich besonders am 30. März. An diesem Tage sollte in Olten eine Rekrutenaushebung stattfinden. Gemäß einer Verabredung erschienen die Jünglinge mit Stangen bewaffnet. Sie weigerten sich, die Lose zu ziehen. Als man sie mit Drohungen erschrecken wollte, stürzten sie sich auf die Aushebungsbeamten und vertrieben sie.

Damals lag in Olten eine halbe Kompagnie Elsässer Rekruten. Diese wurden in aller Eile gesammelt, um der zügellosen Schar Widerstand zu leisten. Sie wurden beim Gasthof zum «Turm» aufgestellt, wohin nun die Aufrührer vordrangen. Die Elsässer Rekruten machten sich kampfbereit. Die Unteroffiziere feuerten einige Schüsse ab, um die Widerpenstigen einzuschüchtern, doch ohne Erfolg. Die Jungmannschaft fiel mit ihren Stangen über die Gegner her und trieb sie auseinander. Dabei blieben drei Unteroffiziere auf dem Platze. Zwei von ihnen starben, ein dritter wurde nachher in der «Krone» gepflegt und genas. Nach diesem Vorfall ergriffen die Sieger eilig die Flucht.

Noch am nämlichen Abend rückte ein französisches Bataillon an, die Schuldigen zu verhaften. Die jungen Leute, von denen die meisten dem Bezirk Gösgen angehörten, flüchteten sich ins Fricktal und von da über den Rhein nach Deutschland. Statt der Flüchtlinge ergriff man deren

Väter. Mehrere Tage durchzogen französische Heeresteile mit geladenen Kanonen die Dörfer des Niederamtes. Die verdächtigen Jünglinge und Männer wurden festgenommen und vor den Kanonen her nach Olten geführt. Dort und in Solothurn mußten viele von ihnen im Kerker schwer büßen.

17. Ein Gesangfest in Büsserach.

Am 12. September 1847 wurde in Büsserach ein Gesangfest gefeiert. Es war ein Tag von seltener Klarheit. Von dem tiefblauen Himmel glänzte warmer Sonnenschein. Er beleuchtete die Farbenpracht des beginnenden Herbstes, wie sie in wundervoller Schönheit über Wald und Feld ergossen lag.

Auf der Straße wandelte von Basel her zahlreiches Volk. Viele Gäste kamen auf Wägelchen und «Scheschen». Von Zeit zu Zeit rasselte ein Leiterwagen daher, geschmückt mit Tannengrün und farbigen Bändern. Darauf saß eine muntere Sängerschar mit hochflatternder Fahne. Wenn ein Trupp durch ein Dorf zog, wurde aus voller Kehle gesungen. Wie horchten da die Leute freudig auf! Ein solcher Gruß war den Leuten des Lüsseltales schon lange nicht mehr gebracht worden. Auch von den Bergen herab, von Balsthal, von Waldenburg, von Liestal, von Laufen, über den Blauen kam zahlreiches Volk, teils vereinzelt, teils in geordneten Sängergesellschaften.

In Büsserach waren die Dorfeingänge mit Bogen und Inschriften, die Häuser mit Kränzen oder Fähnchen geschmückt. Selbst von der Ruine Thierstein herab wehte eine mächtige Flagge im Morgenwind.

Auf dem Festplatze herrschte bald ein munteres Treiben. Immer mehr füllte sich die mit Girlanden und Wimpeln geschmückte Festhütte, immer zahlreicher wurden die Banner, die von einziehenden Sängervereinen zur Aufbewahrung abgegeben wurden. Endlich ordnete sich der Zug der Sänger. Jedem Vereine wurde seine Fahne wieder überreicht, und unter klingendem Spiel bewegte sich der Festzug durch das

Dorf. Freudig schlug einem das Herz, wenn man all die vergnügten Teilnehmer sah, das rote Sangerzeichen auf der Brust, den Hut mit Eichenlaub oder einem Tannenzweig geschmückt.

Nach der Gesangsauffuhrung setzten sich die Sänger an die gedeckten Tische. Die Festhütte war von einer immer noch anwachsenden Menschenmenge umwozt. Aber auch in der Hütte drin sah man alle Tische dicht besetzt. Und nun folgte Toast auf Toast. Der erste wurde vom Festprasidenten mit weithin tönender Rede dem Vaterlande ausgebracht. Ein vielhundertstimmiges Bravo mit Händeklatschen erfüllte dröhnend die Luft. «Hast du's gehört?» flüsterte unter der Volksmenge mancher dem Nachbar bedeutungsvoll zu. «Dem Vaterlande gilt der erste Gruß! So war es Sitte schon bei unsern Vätern.»

Ein anderer Redner wies auf die Ruine Thierstein hin, indem er fragte: «Wünscht ihr, daß das Schloß wieder gebaut werde, daß ein Graf oder ein Vogt einziehe, daß die Leibeigenschaft wiederkehre, unter welcher unsere Ahnen geseufzt haben?» Ein lautschallendes «Nein!» ertönte aus aller Munde. Bis in die Nacht hinein erklangen jubelnde Gesänge, und nur zögernd schickten sich die Sänger und Sangerfreunde zur Heimkehr an.

18. Der Bruckeneinsturz zu Dornach.

Die Birs ist in trockener Jahreszeit ein unbedeutendes Flüßchen. Wenn aber im Frühling Tauwetter eintritt, oder wenn im Sommer heftige Gewitter über die Gegend ziehen, wird sie zum reißenden Strome. Schon oft hat sie an Gebäuden und Kulturen schweren Schaden angerichtet. Alle frühern Verheerungen wurden im Jahre 1813 übertroffen. Die damalige Birsbrucke zu Dornach hatte drei ungleiche Bogen, den größern gegen das rechte Ufer. Hier stand ein Bruckenturm, der als Gefängnis diente. Am 12. Juli erkannte man die Gefahr. Die Behausung des Zöllners mußte geräumt werden. Ein Waschhaus am linken Ufer war bereits

weggeschwemmt. Die trüben Fluten brachten Bretter, Holzstücke und Baumstämme mit sich, die das Wasser vor der Brücke stauten. Aufgebotene Hilfsmannschaft arbeitete Tag und Nacht, die Hindernisse wegzuräumen. Dienstag den 13. Juli stieg das Wasser von Stunde zu Stunde. Viele Neugierige begaben sich auf die Brücke, das seltene Schauspiel zu sehen. An den Einsturz der Brücke, die so oft den Wogen getrotzt hatte, dachte niemand. Auf einmal — es war nachmittags zwei Uhr — erfolgte ein Krach, ein Aufschrei! Die Brücke mit den Leuten darauf und der Torturm mit drei Gefangenen stürzten in die rasenden Fluten. Wagemutige Männer sprangen zur Rettung herbei. Doch sie konnten nur 11 Personen dem Wasser entreißen, 37 fanden den Tod. Damals zählten beide Ortsteile von Dornach zusammen 133 Gebäude und 505 Einwohner. Fast jede Familie hatte einen Angehörigen zu beklagen — den Vater, die sorgende Mutter oder ein liebes Kind.

19. Ehrenrettung.

Vor der Schlacht von Dornach machten die Solothurner auf einer Wiese zwischen Gempfen und Dornach Halt, um sich mit Speise und Trank zu stärken. Da wurden sie von den etwas zurückgebliebenen Zürichern und Bernern eingeholt. Im Gedränge wurde der Soldat **Vinzenz Behem** von Winigen, von Beruf ein Schuhmacher, vom Pferde des Anführers Niklaus Konrad geschlagen, daß er ohnmächtig liegen blieb. In hilflosem Zustande wurde er von Marx Karli von Solothurn aufgefunden. Einige Tage nach der Schlacht wurde dem Soldaten Behem vorgeworfen, er sei aus Feigheit nicht in den Kampf gezogen. Es sei eine Schande, daß er als wehrfähiger Mann nicht mitgeholfen habe, das Vaterland zu verteidigen. Der wackere Berner wollte die Schmach nicht auf sich ruhen lassen. Er begab sich nach Solothurn und ließ seinen Unfall durch Karli bezeugen. Auf seine Bitte wurde ihm zu seiner Ehrenrettung von der Regierung eine Urkunde ausgestellt.